



## Christoph Martin Wieland:

### *Ueber die Behauptung, dass ungehemmte Ausbildung der menschlichen Gattung nachtheilig sey.* (1770)

#### 1.

„Das menschliche Herz ist in immer währender Unruhe; nichts unterm Monde kann ihm Genüge thun; es ist ein unersättlicher Abgrund; seine Begierden gehen ins unendliche, u.s.f.“

Von wie vielen sinnreichen und beredten Leuten unter Alten und Neuern, wie oft und auf wie vielerley Art ist dieß nicht gesagt worden! – und wer hat es besser gesagt als Paskal?

Es giebt wenige gelehrte Gemeinplätze, (wenn uns erlaubt ist, das was man *locos communes* nennt, durch dieses Wort im Deutschen zu bezeichnen) welche, ungeachtet der große Haufe der Gelehrten sich schon so viele Jahrhunderte darauf herum getummelt hat, so erschöpft, zertreten und ausgenutzt seyn sollten, daß sie durch Einzäunung und Bearbeitung nicht eine neue Gestalt gewinnen, und in fruchtbare Plätze verwandelt werden könnten.

Vermutlich hat es mit den oben angezogenen die nehmliche Bewandtniß: und wiewohl diese Meinung von der Beschaffenheit unserer Begierden seit undenklichen Zeiten zu so vielen schimmernden Gegenständen und spruchreichen Deklamationen Anlaß gegeben hat; so könnte doch wohl seyn, daß das Wunderbare, Unbegreifliche und Geheimnisvolle, welches einige deßwegen auf die menschliche Natur geworfen haben, bey genauerer Untersuchung verschwände, und es auch hier erginge, wie es, nach Tlantlaquakapatli’s Regel, gemeiniglich mit dem Wunderbaren zu ergehen pflegt.

In der That, wenn wir uns auf dem Erdboden umsehen, so haben wir Mühe, diesen Menschen zu finden, den die besagten scharfsinnigen und beredten Leute für unser allgemeines Ebenbild ausgegeben. Und sollte er auch vielleicht in einer kleinen Anzahl sonderbarer Menschen zu finden seyn: so ist mehr als wahrscheinlich, daß Demokritus oder Sokrates diesen letztern, ehe sie sich mit ihnen eingelassen hatzen, zuvor eine gute Dosis Niesewurz verordnet haben würden.

Wenn wir uns auf dem Erdboden umsehen, sagte ich? – Das ist freylich was man schlechterdings thun muß, um den Menschen kennen zu lernen; und kennen sollte man ihn doch, um über ihn zu rasonieren. Aber wo ist derjenige, der in diesem wichtigen Geschäft sich nicht genöthigt sieht über das Vergangene durchaus, und über das Gegenwärtige größten Theils, aus fremden Augen zu sehen? Die wenigen Philosophen, welche seit dem alten Thales aus Wissenstrieb ausgezogen sind, die Söhne und Töchter des Erdbodens zu beschauen, haben doch immer nur einen kleinen Theil ihrer Zeitgenossen sehen können; und Gemelli Karreri, der einzige, meines

Wissens, der aus besagtem Triebe den ganzen Erdboden durchwandert und alle Meere durchirret zu haben vorgiebt, – dieser Gemelli, so eine wichtige Miene er macht, war gewiß kein Philosoph.

2.

Es ist, im Vorbeygehen zu sagen, verdrießlich, daß alle die herrlichen Dinge, welche uns Plotinus, Proklus, Agrippa, die ehrwürdige Brüderschaft vom Rosenkreuz, und der Graf von Gabalis, von einer geheimen Philosophie, welche sich die ganze Natur durch den edelsten Theil derselben, die Geister, unterwerfen könne, vorsagen, allem Ansehen nach bloße Träumereyen sind.

Ein bequemer Wagen, von einem Paar fliegender Drachen oder Einhörner gezogen, und ein Sylfe oder ein Sklave der wunderbaren Lampe zur Bedienung, wäre freylich eine vortreffliche Sache, um einen Mann in den Stand zu setzen, die Oberfläche unsers Planeten, mit allem was darauf lebet, webet und ist, so gut kennen zu lernen als meine Studierstube; mit einbedungen, daß er sich auch der Gabe der Sprachen bemächtigen müßte, ohne welche uns die Kondaminen selbst nur sehr unvollkommne Nachrichten von Menschen geben können, die sie nur im Vorbeygehen wenig besser gesehen haben, als man die schönen Schattenwerke in einem Savoyardenkasten sieht.

Wie viel würde dasjenige, was Bacon von Verulam die Schatzkammer der menschlichen Erkenntnisse nennt, dabey gewinnen, wenn ein Denker, der irgendein verwickeltes moralisches Problem aufzulösen hätte, – anstatt auf etliche unvollständige und wenig sichre Angaben hin, oder (was beynahe eben so viel ist) auf gerathewohl zu rasonieren, oder (was nicht um den Werth einer hohlen Nuß besser ist) aus willkührlichen Erklärungen und Voraussetzungen Folgerungen zu ziehen, welche immer in Gefahr schweben, von einer einzigen neuen Wahrnehmung wie Kartenhäuschen umgeblasen zu werden, – sich nur in seinen Wagen setzen und in gerader Linie dahin fahren dürfte, wo er das Orakel der Natur selbst befragen könnte; das ist wo er weiter nichts brauchte als die Augen aufzuthun, um zu sehen was – was ist; ohne sich die Mühe zu nehmen, die Möglichkeit dieses was, und die besondern Bestimmungen dieser Bedingnisse – a priori ausfündig zu machen.

Ich will hier dahin gestellt seyn lassen, wie viel oder wenig Hoffnung man sich zu machen habe, daß unsre Nachkommen einen so glücklichen Zeitpunkt für die spekulativen Wissenschaften dereinst erleben werden. Gewiß ist, daß wir uns bis dahin, gern oder ungern, bequemen müssen, durch andrer Leute Augen zu gucken, wenn wir uns auf dem Erdboden umsehen wollen. Und diese Notwendigkeit vorausgesetzt, kann man, wie es scheint, mit hinlänglichem Grunde sagen: daß der Mensch, dessen Begierden immer ins Unendliche gehen, und sich an nichts Irdischem ersättigen, unter den Erdebewohnern, so wie sie nach dem ordentlichen Laufe der Natur aus der Beywohnung eines Mannes und eines Weibes entspringen, eine sehr seltene Erscheinung sey.

3.

Der Zustand der so genannten Wilden,

Die, ohne zu ackern, zu pflanzen, zu säen,  
Mit Müßiggang sich auf Kosten der Götter begehen.

wie Homer von seinen Cyklopen sagt:

Und der Zustand der großen Asiatischen Despoten, (eines Kalifen im alten Bagdad, oder eines Sultans von Indien, zum Beyspiel) scheinen die beiden äußersten Linien zu beschrei-

ben, innerhalb welcher das, worin die Menschen ihre Glückseligkeit zu suchen pflegen, eingeschlossen ist; – und beide scheinen zu beweisen, „daß sich der Mensch mit sehr wenigem befriedigen lasse.“

Der Grönländer, der Lappe, Kamtschadale, der Eskimo, der Karaibe, der Hottentott, – Leute, die zum Theil unter sehr verschiedenen Himmelstrichen leben, – wie wenig haben sie vonnöthen, um mit ihrem Zustande zufrieden zu seyn!

Die glaubwürdigsten Nachrichten stimmen alle darin überein, daß diese in unsern Augen so armseligen Geschöpfe „sich für die Glückseligsten unter den Sterblichen halten, und den bloßen Gedanken mit uns zu tauschen verschmähen.“

Der Lappe, unter seinem berußten kugelförmigen Gezelte auf etliche Bärenhäute ausgestreckt, bringt seine Muße mit Tabakrauchen zu, (sagt der Präsident von Maupertuis) und sieht mit Mitleiden auf die Bemühungen der übrigen Sterblichen herab.

Den Wilden in Nordamerika gesteht ein Mann, der sie zu kennen Gelegenheit gehabt hat, und mehr Philosoph ist als man es von einem Ordensmann erwarten oder fordern dürfte, der Jesuit Charlevoix, zu: „daß sie glücklich seyen.“ Er versichert uns, daß, als einige von ihnen nach Paris geschickt worden, der Anblick aller Herrlichkeiten und Wollüste dieser Hauptstadt der heutigen Welt nicht den mindesten Eindruck auf sie gemacht habe; daß sie mit dem lebhaftesten Verlangen wieder ihre Heimath zurückgekehrt, und von allem, was sie in Paris gesehen, nichts ungern zurück gelassen hätten, als die Garküchen, wo sie immer vollauf zu essen gefunden, ohne auf die Zubereitung warten zu müssen.

Er ist so billig hinzu zu setzen: daß es wohl Franzosen gegeben habe, welche, nachdem sie einige Zeit unter den Wilden gelebt, es sich so wohl bey ihnen gefallen lassen, daß sie sich nicht entschließen können, in die Kolonie zurückzukehren, ob sie gleich sehr bequem darin zu leben gehabt hätten; aber daß sich jemahls ein Wilder an die Französische Lebensart gewöhnt hätte, davon habe man kein Beyspiel; u.s.f. – Kurz, die wilden Nordamerikaner sind in ihren eigenen Augen (und über diesen Punkt wird doch ihr Zeugniß, wiewohl in ihrer eigenen Sache, für gültig angenommen, werden müssen) die beneidenswürdigsten Leute unter der Sonne; – und sind es ohne unsre Wissenschaften, ohne unsre Künste, ohne unsre Bequemlichkeiten und erkünstelten Wollüste, bloß durch Freyheit von allen Arten von Zwang, durch Müßiggang und Befriedigung ihrer thierischen Bedürfnisse. Laßt den Wilden in seinem Hamak liegen und Tabak rauchen; gebt ihm, wenn ihn hungert, seine Porzion Maniok oder Bärenfleisch, und seine Frau, wenn er genug gegessen hat, und schenkt ihm Branntwein aus dem Schädel seines Feindes ein, wenn er sich auf die angenehmste Art einschläfern will: das ist alles was er zur Glückseligkeit vonnöthen hat; seine rohe Seele erhebt sich zu keinem höhern Wunsche, und erwartet selbst von jenem Leben keine höhern Freuden.

Und was hat nun euer Sultan, euer Kalif, Sardanapal und Heliogabalus vor diesem Wilden voraus? Worin ist die Glückseligkeit, die ihn so lange befriediget als seine Nerven ihre Dienste thun, von des Huronen seiner unterschieden? Die Form macht in der That einigen Unterschied, aber der Stoff ist der nehmliche. Ein ewiger Zirkel sinnlicher Ergetzungen, mit Unabhängigkeit und sorglosem Müßiggang vergesellschaftet, macht diesen beneideten Zustand aus, welcher seinem Besitzer in einer ununterbrochenen Trunkenheit, zwischen Betäubung und Entzücken, keine Fähigkeit läßt, einen andern Wunsch zu thun, oder etwas andres, zu bedauern, als daß Erschöpfung und Unvermögen, allen Zaubereyen der Natur und allen Hülfsmitteln der Kunst zu Trotz, endlich die wollustige Scene schließen.

Ein berühmter Englischer Dichter, der Zeitgenosse und Nebenbuhler des großen Shakspeare, Ben Johnson, schildert in seinem Alchymisten die innerlichen Gesinnungen der meisten Sterblichen, unter die Person des Sir Epikur Mammon, nach dem Leben ab. Dieser Unsinnige hat sich von einem Betrüger eine Grille in den Kopf setzen lassen, welche in Ben Johnsons Zeitalter manchen Kopf verrückte, und manchen Beutel ausleerte. Er hofft sich in kurzem in vollem Besitz des Steins der Weisen zu sehen. Das große Werk berührt beynahe den Augenblick seiner Zeitigung. In drei Stunden wird die Projektion vor sich gehen. Welche Aussichten für den üppigen Sir Mammon! Seine Einbildungskraft wird so sehr dadurch erhöht, daß er von seinen ausschweifenden Hoffnungen als von Dingen, die er wirklich schon im Besitz habe, spricht. In drey Stunden wird er nicht nur, wie König Midas, alles was er berührt in Gold verwandeln, sondern auch dieses wundervolle Elixier in seiner Gewalt haben, wovon etliche Tropfen genug sind, (wie er sagt) „aus abgelebten Greisen wieder Jünglinge zu machen, wahre Marse, fähig Liebesgötter zu zeugen!“

Und was für einen Gebrauch wird Sir Epikur von seinem unschätzbaren Geheimnisse machen? – „Ich gedenke, (spricht er in der Ergießung seiner Freude) eine so große Menge von Weibern und Beyschläferinnen zu haben, wie König Salomon, der den Stein der Weisen auch hatte wie ich; und vermittelst meines Elixiers will ich mir einen Rücken machen wie des Herkules seiner war, kräftig genug, um es mit funfzig in einer Nacht aufzunehmen. Meine Betten sollen nicht gestopft seyn; aufblasen will ich sie lassen; Flaum ist zu hart. Und dann meinen großen ovalen Sahl, den will ich mit lauter Mahlereyen angefüllt haben, wie sie Tiberius von der Elefantis entlehnte: sie sollen ganz ein andres Leben haben als diese matten Nachahmungen des schalkköpfigen Aretin! <sup>1)</sup> Wolken von kostbaren Gerüchen sollen meine Zimmer erfüllen, und, meine Bäder so geräumig und tief seyn, daß wir darin schwimmen können; und wenn wir wieder heraussteigen, wollen wir uns auf Schasmin und Rosen trocken wälzen. Meine Speisen sollen alle in Indischen Muscheln, in Schüsseln von Achat mit Golde gefaßt und mit Smaragden, Saffieren, Hyacinthen und Rubinen besetzt, aufgetragen werden; – Karpfenzungen, Haselmäuse, und Kamhlsfüße, in Spiritus Solaris und aufgelösten Perlen gesotten, <sup>2)</sup> u.s.w. Meine Hemden will ich mir aus einem Seidenzeug machen lassen, der so dünn und leicht wie Spinnewebe seyn soll.“ – Mit einem Worte, die ausschweifendsten Begierden, in welche sich Sir Epikur Mammon in der Entzückung über seinen eingebildeten Schatz ergießt, erheben sich nicht über den kleinen Dunstkreis eines Epikurischen Schweins, wie Horaz irgendwo, halb im Ernste und halb im Scherze, sich selbst zu nennen beliebt.

— — — *Then my Glasses*  
*Cut in more subtil Angles, to disperse*  
*And multiply the Figures, as I walk*  
*Naked between my Succubae* — — —

Die Griechen waren von den Zeiten des Pisistratus an das feinste, witzigste und politeste Volk des Alterthums. Und was für Männer waren ihr Solon, ihr Alexander! Jener ein Weiser, ein Gesetzgeber, dessen Nahme uns noch jetzt Ehrerbietung gebeut: dieser einer von den seltenen

---

<sup>1)</sup> Ich habe in diesem Gemälde einen starken Zug weggeräumt, weil er für Deutsche Leser zu anstößig wäre, wiewohl ihn die Engländer sogar auf der Schaubühne ertragen konnten. Mammon sagt im Original:

<sup>2)</sup> Ben Johnson bringt hier, seiner Gewohnheit nach, seine Gelehrsamkeit wohl oder übel an. Die Schwelgerey der alten Römer machte aus Sinnlichkeit und Muthwillen eine Menge seltsamer Dinge zu Leckerbissen. Die Haselmäuse gehörten darunter, aus denen der berühmte Professor der Kazianischen Philosophie, Apicius, köstliche Ragouts zubereiten lehrte. Sir Mammon will lauter, dergleichen antike Leckerbissen auf seiner Tafel haben, Karpfenzungen, Bärte von Barben, Euter von trächtigen Sauen und dergleichen. Fasanen, Salmen, Lampreten, Haselhühner und gut genug für seine Lakayen, sagt er –

Menschen, bey deren Hervorbringung die Natur sich selbst zu erschöpfen scheint; ein Mann, der (wenn jemahls einer) dazu gemacht war, an der Spitze des menschlichen Geschlechts zu stehen.

Und wie dachte der eine und der andre über den großen Punkt, wovon hier die Rede ist? Ihre Ausübung kann uns, denke ich, das beste Licht hierüber geben.

Was ich jetzt liebe, (singt der alte Solon in einem kleinen Bruchstück eines Gedichtes, welches uns Plutarch aufbehalten hat) das sind die Werke der Kypris, des Bacchus und der Musen, aus welchen die Freuden der Männer entspringen. – Das heißt sich doch sehr offenherzig herausgelassen! Es ist, wenn man will, verfeinerte Sinnlichkeit, mit den Freuden der Einbildungskraft und des Herzens vergesellschaftet; aber es ist, doch immer Sinnlichkeit. Und aus diesem Tone sang Solon der Weise nicht etwann in der Trunkenheit der ersten Jugend, sondern (wie der silberlockige Anakreon) in einem Alter, worin ein Mann wie Er den Werth des Lebens und der Dinge schätzen gelernt haben sollte.

Der große Alexander, der, in dem eigentlichen Alter der Leidenschaften, der bescheidenste, der mäßigste, der enthaltsamste aller Sterblichen war, blieb es nur so lange, als der Durst nach Ruhm, oder richtiger zu reden, als die Begeisterung für seinen Entwurf einer allgemeinen Monarchie, alle seine übrigen Leidenschaften überwältigte. Aber so bald ein großer Theil dieses romantischen Entwurfs ausgeführt, und unter den Schwierigkeiten, die von allen Seiten mit jedem neuen Schritt auf ihn eindringen, sein Blut genugsam abgekühlt war, um auf den Rest desselben Verzicht zu thun, oder wenigstens mit viel gemäßigtem Eifer daran zu arbeiten: so legte er nur zu viele Proben ab, daß er von der Glückseligkeit eben so denke wie die gewöhnlichen Menschen. Von diesem Augenblick an machten üppige Gastmähler, Bacchusfeste, Persische Weine und Persische Schönen den Gegenstand der Ergetzung aus, womit er sich selbst für alle die Mühe belohnte, die er sich gegeben hatte, um (wie er einst im Scherz sagte) den Athenern eine gute Meinung von ihm bezubringen.

Pyrrhus, nach Alexandern der ruhmsüchtigste aller Griechen, giebt in seinem berühmten Gespräche mit dem weisen Cyneas, welches uns Plutarch aufbehalten hat, auf eine sehr offenherzige Art zu erkennen, was in seinen Augen dasjenige war, worin sich alle Wünsche der Sterblichen verlieren. Nachdem ihm seine durch Ruhmsucht begeisterte Einbildungskraft von Eroberung zu Eroberung endlich zum Herrn der halben Welt gemacht hatte, fragte ihn Cyneas: „Und wenn wir nun mit allen diesen Eroberungen fertig sind, was fangen wir alsdann an?“ – Was wir anfangen? sagt Pyrrhus; das versteht sich! Dann bringen wir unser übriges Leben in Ruh' und Müßiggang, in Schmäusen und Festen und Lustbarkeiten zu, und denken an nichts, als wie wir uns die Zeit recht angenehm vertreiben wollen. – Wahrlich, ein sehr Aristippischer Plan von Leben! und, was hier vornehmlich zu bemerken ist, an welchem weder der weise Cyneas noch der weise Plutarch etwas andres auszusetzen haben, als daß Pyrrhus nicht weise genug war, da anzufangen, wo er aufzuhören gedachte.

Man würde mich sehr unbillig mißverstehen, wenn man glaubte, ich wollte damit sagen: daß Solon, Cyneas oder Plutarch Anhänger oder Gönner einer trägen, lasterhaften Wollust gewesen wären. Die greisen Männer des Alterthums wußten so gut als die großen und Weisen unter den Neuern Geschäfte mit Ergetzungen, und das, was sie dem Staat, mit dem, was sie sich selbst schuldig zu seyn glaubten, zu vereinigen. Indessen erweist sich doch aus diesen Beyspielen, was für eine Vorstellung sie sich von der Glückseligkeit machten, so bald die Rede nicht von einer Idee, sondern vom wirklichen Leben war. – Und das ist was wir beweisen wollten.

Doch wozu haben wir einzelne Beyspiele nöthig? Die hohe Meinung, welche die Erdebewohner von der Glückseligkeit, die aus dem Genusse des sinnlichen Vergnügens entspringt, von jeher geheget haben, liegt am Tage. Wohlleben und Schmausen ist bey allen Völkern einerley; und

womit enden sich alle großen öffentlichen Handlungen, auch die wichtigsten und feierlichsten, als mit einem Schmause? Welches ist der gewöhnliche Weg einander Ehre anzuthun, einem Gönner seine Dankbarkeit zu beweisen, oder sich einem Großen angenehm zu machen? Ein Schmaus, ein Bacchanal, ein Fest, wobey, nach Beschaffenheit der Größe der Person die damit beehrt wird, alle Götter der Freuden aufgeboten werden. Bey öffentlichen Unterhandlungen, von welchen oft der Wohlstand ganzer Völker abhängt, was pflegen gewöhnlicher Weise die hohen Bevollmächtigten angelegners zu haben, als mit einander in die Wette zu eifern, wer die Ehre seiner Nazion und seines Principals durch den prächtigsten Schmaus behaupten könne? Sogar bey Geschäften, welche den strengen Ernst der Richter am Styx und die Tugend eines Kato erfordern, nehmen Bankette und Ersetzungen wenigstens die Hälfte einer Zeit weg, welche Verrichtungen geheiligt ist, wobey man nie nüchtern genug seyn kann. <sup>3)</sup> Und wir sollten daran zweifeln, daß die Menschen ihre höchste Glückseligkeit in Essen, Trinken, Müßiggang und sinnlichen Wollüsten suchen?

Doch, wofern uns auch dieses alles, und überhaupt der gewöhnliche Gebrauch, den die Reichen von ihrem Überflusse machen, und die Begierlichkeit, womit sich die übrigen angelegen seyn lassen reich zu werden, noch einen Zweifel übrig lassen könnte, wie sehr die Wünsche der Sterblichen an der Erde kleben: so müßten uns die Vorstellungen davon überzeugen, welche man sich von jeher, bey allen Völkern, denen das Christenthum keine reinere Begriffe von der Bestimmung des Menschen beygebracht, über den Zustand der Seligen in der andern Welt gemacht hat.

Das Elysium der Griechen, die Gimle und Vallhalla der alten Nordländer, und das Paradies der Muhamedaner sehen einander so ähnlich, daß sie von einerley Urbild abgeformt zu seyn scheinen. Ewige Muße, ewiger Genuß sinnlicher Wollüste, ohne Schmerz, ohne Arbeit, ohne Sättigung, macht in allen dreyen das Ideal der Glückseligkeit aus, welche von dem künftigen Leben erwartet wird.

Und können wir uns wundern, daß der große Haufe so dachte, wenn wir sehen, daß die erhabensten Philosophen ihm hierin mit ihrem Beyspiel vorleuchteten?

Selbst in seinem überhimmlischen Lande läßt Plato die seligen Geister, von Nektar trunken, tanzend den Wagen Jupiters begleiten; und der Sokratische Äschines, einer der würdigsten Schüler des weisen Atheners, schildert, aus dem Munde des Magiers Gobryas, die bessere Welt, zu welcher er dem sterbenden Axiochus Lust machen will, als einen Ort, „über welchen die freygebigen Horen einen Überfluß aller Arten von Gewächsen und Früchten ausschütten; wo reine Wasserquellen die blumigen Wiesen erfrischen, auf denen ewiger Frühling herrscht. – Er ziert diesen schönen Ort mit Hallen für die Philosophen, und mit Schauplätzen für die Dichter; er läßt seine Seligen an Tischen, welche sich von selbst decken, unter einer reizenden Musik, sich gütlich thun, und von ihren Banketten zu Konzerten und Reihentänzen aufstehen; und er vollendet das lachende Gemälde mit zwey Zügen, welche den allgemeinen Wunsch aller Sterblichen zu umschreiben scheinen, und sich in einer Sprache (der wahren Sprache der Musen) in vier Worte einschließen lassen – akhratos alupia, und <sup>1</sup>deia diaita, gänzliche Befreyung von Schmerz und Traurigkeit, und ein Leben dem kein Vergnügen fehlt.“ – In der That war dieses der gewöhnliche Begriff, den sich die Griechen von dem Zustande der seligen Schatten machten; und ich sehe zwischen diesem Elysium und dem Lande der Seelen, wohin die Nordamerikanischen Indier ihre Verstorbenen schicken, keinen andern Unterschied, als denjenigen, der sich natürlicher Weise zwischen den Vorstellungsarten eines gebildeten und eines rohen Volkes findet.

---

<sup>3)</sup> Dieses wurde um die Zeit der letzten Reichs-Kammergerichts-Visitation geschrieben und paßte vortreflich.

Ich weiß wohl, daß sich einige von den aufgeklärtesten Männern unter den Alten einen edlen Begriff von dem künftigen Leben gemacht, und die Glückseligkeit desselben von einer Erhöhung unsrer Natur abgeleitet haben, wodurch wir der unmittelbaren Gemeinschaft des höchsten Wesens fähig gemacht würden. Und ohne allen billigen Zweifel ist dieß die eigentliche Vorstellung gewesen, welche sich die Anhänger des Zoroaster, und unter den Griechen Pythagoras und Plato, von dem Zustande der Weisen und Tugendhaften nach dem Tode gemacht haben.

Allein daraus folget wohl nichts weiter, als daß eine sehr kleine Anzahl erhabener Geister, welche in mehr als Einer Betrachtung eine Ausnahme von den übrigen Sterblichen machen, sich, wenigstens in der Spekulation, zu einer Idee von Vollkommenheit aufzuschwingen getrachtet habe, welche gleichwohl so weit über die Fähigkeiten gewöhnlicher Menschen erhaben ist, daß sie genöthiget waren sie in sinnliche Bilder einzukleiden, um sich einiger Maßen verständlich und ihre Leser oder Hörer gelüstigt zu machen, dieser unsichtbaren Glückseligkeiten theilhaft zu werden.

#### 4.

Hätte es, wie aus den angeführten Beyspielen zu folgen scheint, seine Richtigkeit damit, daß die Menschen von jeher ihre höchste Glückseligkeit in Freyheit von Schmerzen, Sorgen und Geschäften, und in den Genuß angenehmer Empfindungen der Sinne und des Herzens gesetzt haben: so müßte (scheint es) diese Übereinstimmung aller Völker für die Stimme der Natur selbst gehalten, und daraus ganz zuversichtlich geschlossen werden können, daß die Art von Glückseligkeit, welche sie den Sterblichen hienieden zu ihrem Antheil bestimmt habe, eine Sache sey, die ihnen ganz nahe und so völlig in ihrer Gewalt liege, daß es keiner weitläufigen Anstalten bedürfe, um sich ihrer zu bemächtigen.

Nehmen wir hierzu noch die Betrachtung, daß (nach dem unleugbaren Zeugnisse der allgemeinen Geschichte) der größte Theil der Übel, welche die Menschheit von jeher gedrückt haben und noch immer drücken, durch die Mittel selbst veranlaßt worden, womit man diesen Übeln abzuhelfen vermeint oder vorgegeben hatte;

Bemerken wir ferner, wie nachtheilig in gewissem Sinne dem menschlichen Geschlechte die äußerste Verfeinerung der Sinnlichkeit, des Geschmacks, und gewisser spekulativer Kenntnisse gewesen, und müssen wir dem berühmten Genfer Bürger zugestehen, was sich ohne Unverschämtheit nicht wohl läugnen läßt, – daß beides, Wissenschaften und Künste, so bald sie über die Linie, in welche Sokrates ihre Entwicklung einschränkt, – *mecri tou wylimou* – so weit ein wirklicher Nutzen für die menschliche Gesellschaft daher zu erwarten ist<sup>4)</sup> – ausgeschweift haben, der allgemeinen Wohlfahrt mehr nachtheilig als förderlich gewesen sind:

So gewinnt es das Ansehen, als ob die Natur selbst die Entwicklung unsrer Vervollkommenheit nur bis auf einen gewissen Punkt gestatten wolle, und den stolzen Versuch sich höher zu schwingen, mit nichts geringerm als dem Verlust unsrer Glückseligkeit bestrafe.

---

<sup>4)</sup> Um einer unbilligen Mißdeutung vorzubeugen, wird hier erinnert, daß ich das Nützliche, auf welches Sokrates die Wissenschaften und Künste einschränkt, (wiewohl er eigentlich an dem Orte der Sokratischen Denkwürdigkeiten, auf welchen hier gezielt wird, nur davon spricht, in wie weit sich ein *καλοσ και αγαδοσ* auf jede Kunst oder Wissenschaft zu legen, habe) in einem ungleich ausgedehnteren und so weitschichtigen Sinne nehme, daß selbst solchen gelehrten Beschäftigungen, welche nur einen sehr entfernten und unendlich kleinen Einfluß in die Vervollkommnung des allgemeinen menschlichen Systems haben, – von des gelehrten Olaus Rudbecks *Atlantica*, bis zu Altmanns gründlichem Beweise, daß die *Lingua Opica* eine Sprache sey, wovon weder er selbst noch irgend ein anderer Mensch ein Wort verstehe, – eine Art von Verdienst übrig bleibt.

Wollten wir Rousseau glauben: so müßte dieser Punkt nicht sehr weit von demjenigen Stande gesetzt werden, den er uns als unsern ursprünglichen Stand (*etat primitif*) anpreist. Da wir, spricht er, unglücklich genug gewesen sind, uns von diesen zu entfernen, so wäre wenigstens zu wünschen, daß wir nur in jenen ersten Anfängen, (*rudimens*) des geselligen Standes, worin man die Amerikanischen Wilden gefunden hat, stehen geblieben wären. Dieser Stand scheint ihm das richtige Mittel zwischen der Indolenz des ursprünglichen, und zwischen der ausgelassenen Thätigkeit unsrer Eigenliebe zu halten,<sup>5)</sup> und ist, seiner Meinung nach, dem Menschen der zuträglichste, den wenigsten gewaltsamen Abänderungen unterworfen, kurz, der dauerhafteste und glücklichste, aus dem (wie er sagt) der Mensch nicht anders heraus getrieben werden konnte, als durch irgend einen Zufall, der, um unsers allgemeinen Besten willen, sich niemahls hätte ereignen sollen.

Ich bin nicht ungeneigt zu glauben, daß, wofern wir die menschliche Natur in den Karaiben und ihren Brüdern in Kanada, Kalifornien, Neuseeland, u.s.w. ohne Vorurtheile studieren wollten, wir sie in diesen ihren verwilderten Kindern sich selbst viel ähnlicher finden würden als es bey dem ersten Anblick scheinen mag: aber so sehr beneidenswertig würde uns ihr Zustand schwerlich vorkommen, als Rousseaus eigensinnige Einbildungskraft sich ihn idealisiert zu haben scheint. Die schrecklichen Gemälde, welche uns selbst der P. Charlevoix (der ihnen überhaupt, so weit es die Grundsätze seines Standes nur immer erlaubten, viele Gerechtigkeit widerfahren läßt) von der unbändigen Wildheit ihrer Leidenschaften, und den wüthenden Ausbrüchen, wozu sie sich dahin reißen lassen, macht, – sind nicht sehr geschickt, uns den Zufall (wenn es einer war) verwünschen zu machen, der uns von einem Zustand entfernt hat, worin unmenschliche Gewohnheiten und barbarische Tugenden mit der eigenthümlichen Güte und Aufrichtigkeit der menschlichen Natur auf die seltsamste Weise zusammen stoßen, und für die Dauer des gemeinschaftlichen Wohlstandes so schlecht gesorgt ist, daß das Vergehen eines Einzelnen alle Augenblicke den Untergang seiner ganzem Nation nach sich ziehen kann.

5.

Man hat Ursache sich zu wundern, warum Rousseau diesen Mittelstand zwischen thierischer Wildheit und übermäßiger Verfeinerung, an welchen die Natur die Glückseligkeit der Menschen gebunden zu haben scheint, vielmehr unter den Huronen und Algonquins, als bey einem gewissen andern Volke zu finden vermeint hat, welches nur darum so wenig bekannt ist, weil es, ohne es zu scheinen, vielleicht das glücklichste unter allen ist; – einem Volke, dessen Sitten und Lebensart, ein so reizendes Gemälde von Unschuld, Ordnung, Freyheit, Ruhe, und unerkünstelten Tugenden darstellen, daß wir versucht würden, die Beschreibung desselben für einen schönen Traum der Einbildungskraft zu halten, wenn ihre Zuverlässigkeit auf einem minder festen Grunde als dem Zeugnisse des Franz Moore beruhete: eines Augenzeugen, dessen gesunder Verstand und aufrichtiger Charakter keinen Zweifel in die Glaubwürdigkeit seiner Nachrichten Raum läßt.<sup>6)</sup>

Dieses seinem Ursprunge nach ohne Zweifel Arabische oder Maurische Volk hat alle gute Eigenschaften, die man von den Beduinen rühmt, ohne einige Mischung von ihren Untugenden. Die Foleys (so nennt sie Moore) leben hordenweise, in einer Art von Städten, welche jedoch diesen Nahmen in Vergleichung mit den unsrigen nur sehr uneigentlich führen, da sie bloß aus einer Anzahl bequemer Hütten bestehen, welche mit gemeinsamen Umzäunungen,

---

<sup>5)</sup> *Ce periode du developpement des facultés humaines, tenant un juste milieu entre l'indolence de l'etat primitif et la petulante activité de notre amour propre, dut être l'epoque la plus heureuse et la plus durable. Discours sur l'inegalité, p. 70.*

<sup>6)</sup> *S. The Wonder of Nature and Art. Vol. III. Part. 3. chap. 3. p. 360. seqq.* und die allgemeine Historie der Reisen Th. 3 S. 178. u. f. Moores Buch selbst, wovon die letztere den Auszug liefert, ist mir nicht zu Gesichte gekommen.



mehr zum Schutz gegen wilde Thiere als gegen wilde Menschen, umgeben sind. Wir würden versucht zu sagen, das natürliche Gefühl, welches sich bey keinem andern Volke unverfälschter erhalten zu haben scheint, habe sie gelehrt, was für einen lächerlichen Abstich Wohnungen, die für die Ewigkeit gebaut scheinen, gegen den vorüber gleitenden Traum des Menschenlebens machen, wenn nicht ein noch näherer Grund, warum sie keine festern Wohnungen bauen, in ihrer hirtensmäßigen Lebensart und in der Freyheit läge, worin sie sich erhalten wollen, den Ort zu verändern so bald sie Ursache dazu haben. Denn ungeachtet sie auf beiden Seiten des Stromes Gambia unter andern Völkern des Negerlandes zerstreut leben, so sind sie doch (sagt Moore) von den Königen derselben unabhängig, und brechen auf, so bald ihnen übel begegnet wird.

Sie haben ihre eigenen Vorsteher, welche ihr Amt mit großer Mäßigung verwalten, und wenig Mühe haben, ein Volk, das ohne eigentliche Gesetze, bloß durch die Güte seiner Sitten regiert wird, in Ordnung zu erhalten; ein Volk, das von einer so sanften und friedsamem Gemüthsart ist, und ein so angewöhntes Gefühl von Recht und Billigkeit hat, daß „derjenige unter ihnen, der etwas Böses thut, allen zum Abscheu ist, und niemand findet, der sich seiner gegen die Vorsteher annehmen oder sich bemühen wollte, ihn der Ahndung der Gerechtigkeit zu entziehen.“

Da die eigentlichen Eingebornen des Landes (denn diese Foleys sind Fremdlinge unter ihnen) wenig Land benutzen, so sind ihre Könige willig genug, ihnen dessen so viel einzuräumen, als sie anzubauen Lust haben. Die Foleys sind die besten Viehhirten, und zugleich die emsigsten Pflanzler in ganz Nigrizien; und da sie bey so vieler Arbeitsamkeit sehr mäßig leben, so ziehen sie viel mehr Korn und Baumwolle als sie selbst verbrauchen.

Sie leben also in einem Überfluß des Nothwendigen und machen eben den menschenfreundlichen Gebrauch davon, der ein gemeinschaftlicher Zug der patriarchalischen und Homerischen Zeiten war. Sie unterhalten nicht nur die Alten, Gebrechlichen und Unvermögenden unter sich selbst; sondern erstrecken diese Wohlthätigkeit, so weit ihr Vermögen reicht, auch auf die Mündigoer, Jalofer, und andre Völker unter denen sie leben. Sie sind gastfrey und leutselig gegen jedermann; man braucht nur ein Mensch zu seyn und ihrer Hülfe vonnöthen zu haben, um sie zu erhalten. Können wir uns wundern, daß die Neger es für einen Segen halten, eine Pflanzstadt von Foleys in ihrer Nachbarschaft zu haben?

Bey aller dieser ausgebreiteten Menschlichkeit haben sie eine zu richtige Empfindung von ihrem eigenen Werthe, um die Mitglieder ihrer eigenen Nazion nicht vorzüglich zu lieben. Was Einem Foley begegnet, interessiert Alle, und sobald einer von ihnen das Unglück hat in Sklaverey zu gerathen, so vereinigen sich alle übrigen ihn los zu kaufen.

Sie werden selten zornig, fährt Moore fort, und nie hab´ ich einen Foley einem andern Scheltworte sagen gehört. Und gleichwohl rührt diese Sanftmuth von keinem Mangel an Herzhaftigkeit her; denn sie sind so tapfer als irgend ein Volk in Afrika, und wissen sich ihrer eigenen Waffen mit großer Fertigkeit zu bedienen.

Die Foleys sind ein wohl gebildetes Volk, und verdienen schön genannt zu werden, in so fern sich die Schönheit mit einer schwarz-braunen Farbe vertragen kann. Ihre Weiber sind angenehm, zärtlich und lebhaft, (sagt der P. Labat, dessen von La Rüe gezogene Nachrichten in vielen Stücken mit Moore´s seinen ziemlich zusammen stimmen) sie lieben das Vergnügen, die Musik und den Tanz, und sie wissen ihre natürlichen Reitzungen durch einen Putz zu erhöhen, der, seiner (wiewohl mangelhaften) Beschreibung nach, einen Beweis giebt, daß die Grazien ihren geheimen Einfluß an der Gambia – eben so gut als ehemahls am Eurotas, und noch jetzt unter den fröhlichen Einwohnern von Scio, und an den lieblichen Ufern des Hebrus, verspüren lassen.

Moore rühmt vorzüglich die Reinlichkeit dieses Volkes, besonders bey den Weibern; eine unter den Afrikanern nicht sehr gemeine Tugend, die in den Augen eines Engländers eben so viel Werth hat, als die Eleganz in den Augen eines Franzosen. Ihre Pflanzstädte, von denen er uns eine Abbildung gegeben hat, haben ein regelmäßiges Ansehen, ihre Hütten stehen in gehöriger Entfernung von einander, und werden sehr sauber gehalten. Sie sind ringsum mit Baumwollpflanzungen, und diese mit einer Verpfählung umgeben; außerhalb derselben ist auf der einen Seite ein großer Platz für ihr Vieh abgesondert, und auf der andern ein gleich großer Bezirk, den sie mit Indischem Korn anbauen: und das Ganze ist mit einer undurchdringlichen Hecke gegen die Einfälle der wilden Thiere verwahrt. Man sieht, daß hier die Kunst wenig zu thun hat; aber wer sieht nicht auch, daß sie zum Wohlstande dieser Glücklichen nichts hinzu thun könnte?

6.

O meine Freunde! (läßt Diderot seinen schwärmerischen Philosophen Dorval ausrufen) wenn wir jemahls nach Lampeduse gehen, um dort, fern von der übrigen Welt, mitten unter den Wellen des Oceans ein kleines Volk von Glücklichen zu pflanzen, — — —

Das hat die Natur schon lange gethan, lieber Dorval! Warum nach Lampeduse? — An die Gambia, zu diesem lebenswürdigen Volke wollen wir ziehen; dem einzigen in der Welt, bey welchem gute Menschen außer Gefahr sind unglücklich zu werden; dem einzigen in der Welt, welches seines Daseyns froh wird; welches durch eine zum Naturtriebe gewordene Fertigkeit jede Tugend ausübt; welches niemanden beleidiget, und allen die es erreichen kann Gutes thut!

Glückliches, ehrwürdiges Volk! Volk von Menschen, die diesem Nahmen Ehre machen! Bey dir bringt die Güte der Sitten, ganz allein zuwege, was Gesetze und Strafen, was Erziehung, Philosophie und Religion bey dem policiertesten Volke des Erdbodens bis auf diesen Tag nicht zu bewirken vermocht haben! Keine Vorurtheile benebeln deinen Verstand, und verhindern ihn, wie in einem reinen Spiegel, die unverfälschten Eindrücke der Natur aufzufassen! Du verfolgest, du verdamdest niemand; keine blinde und grausame Parteysucht verschließt dein Herz der rührenden Stimme der Menschlichkeit! Kein sinnloser Schwätzer, kein Sofist, der den Unrath seines Gehirns in subtile Gewebe spinnt um die sorglos flatternde Einfalt darin zu verstricken, kein heuchlerischer Marabu, kein feiler Kadi, kein raubgieriger Bassa, haben sich wider deine Wohlfahrt zusammen verschworen! — Glückliches, drey-mahl glückliches Völkchen! wer sollte nicht in Versuchung gerathen dich zu beneiden?

Was für eine feine Satire ließe sich bey dieser Gelegenheit über alle die Nationen machen, welche von der Weisheit ihrer Verfassungen, von der Vortrefflichkeit ihrer Polizey, von ihrem großen Fortgang in den Künsten und in den Wissenschaften so aufgeblasen sind!

Was für eine demüthigende Vergleichung ließe sich zwischen uns Europäern und diesen ehrlichen schwarzbraunen Foleys anstellen, welche, allen unsern bewundernswürdigen Vorzügen zu Trotz, das sind, was wir gerne seyn möchten; und die es bloß deßwegen sind, weil sie keine so mühsame Anstalten machen, keine so verwickelte, aus so unzähligen Triebrädern so gekünstelt und so zerbrechlich zusammen gesetzte Maschinen spielen lassen, um zu werden, was man so leicht seyn kann, wenn man die Natur zur Führerin nimmt!

Welch ein reicher Stoff! welche Gelegenheit zu schimmernden Gedanken, und feinen Sprüchen! Aber, wie gesagt, wir haben keine Lust, uns auf Gemeinplätzen herum zu tummeln; und so schöne Sachen sich auch immer über diesen Gegenstand sagen ließen, so möchte doch wohl schwerlich Eine darunter seyn, die nicht in den unzähligen Utopien und Severambenländern, womit wir seit mehr als zwey hundert Jahren so reichlich beschenkt worden sind, schon

mehr ala [?] Einmahl gesagt, und vielleicht schon so abgenutzt worden wäre, daß sie zu weiterm Gebrauch nicht mehr tauglich ist.

Eine Mischung von Wahrheit ist freylich immer in dergleichen Deklamazionen; aber was nützen schielende Wahrheiten?

Die Natur zur Führerin nehmen! Nichts ist leichter gesagt. – Aber wie denn denn ein Volk sich durch eine lange Reihe von Jahrhunderten in einer immer fortlaufenden Linie – von der Natur entfernt hat?

Das Beste ist, daß dieses Volk, so gut als ein Komet der sich einmahl von seiner Sonne verlaufen hat, (wofern ihm nicht unterwegs ein außerordentliches Unglück zustößt) unfehlbar einmahl wieder zu ihr zurück kommen wird.

Aber, wird es nicht wenigstens eben so viele Jahrhunderte zum Rückweg nöthig haben?

Vermuthlich! – Und diese Wiederkehr zu befördern, sie zu beschleunigen, und neue Ausschweifungen zu verhindern, dazu werden wohl ganz andere moralische Kräfte als frostige oder warme Deklamazionen erfordert werden.

## 7.

Übrigens können wir nicht unbemerkt lassen, daß, ungeachtet Moore unsers Wissens ein sehr ehrlicher Mann, ein Mann von sehr gesunder Vernunft, und (was hier allerdings in Betrachtung kommt) weder Philosoph noch Dichter, und also von allen diesen Seiten ein sehr glaubwürdiger Mann ist, – dennoch seine Nachrichten von den Foleys noch lange nicht so vollständig und befriedigend sind, als sie es seyn sollten, um ein richtiges Urtheil von diesem Völkchen festsetzen zu können. Eine ungeschmückte Einfalt empfiehlt und beglaubigt seine Erzählung bey dem ersten Lesen; aber bey dem zweyten hat man so viele Fragen zu thun, und erhält so wenig Antworten auf diese Fragen, daß man am Ende nicht halb so zufrieden mit ihm bleibt, als man es Anfangs war.

Dieß ist der Fall der allermeisten von diesen großen Wandersmännern. Man sieht es ihren Nachrichten und Erzählungen nur gar zu sehr an, daß sie an nichts weniger gedacht haben, als daß sie zu einem andern Gebrauch, als zur Zeitkürzung ihrer Leser, oder höchstens zu handelschaftlichen Aussichten, würden angewendet werden.

Hier wäre gleich der Fall, wo es sehr gut seyn würde, wenn man sie mit seinen eigenen Augen sehen könnte. Das Wunderbare gewinnt selten bey einer genau prüfenden Beobachtung.

Gesetzt aber auch, wir fänden die Foleys in allen Stücken so, wie sie uns Moore schildert, so würde es doch dabey bleiben, daß dieses Völkchen vor den meisten übrigen Völkern nichts voraus hat, was es nicht vielmehr einem glücklichen Zufall als seiner Klugheit und Tugend zu danken hätte.

Gastfreyheit und Leutseligkeit gegen Fremde und Nothleidende sind auf dem ganzen Erdboden Züge, welche diejenige Klasse von Menschen bezeichnen, die von Viehzucht und Ackerbau in einigem Grade von Wohlstand leben.

Eben dieß gilt überhaupt von der Unschuld der Sitten, welche man uns von den Foleys anpreist. Diese, ist allenthalben, wo Unterdrückung und Elend die Menschheit nicht zu einem Zustande, gegen den der viehische beneidenswertig ist, herab gewürdiget hat, – verhältnißweise auf dem Lande viel größer als in den Städten.

Moore giebt zu verstehen, daß es auch unter seinen Foleys Leute giebt, welche zuweilen Böses thun. Freylich in geringer Anzahl; – weil es in einer kleinen Gesellschaft nicht so viel böse Leute geben kann als in einer großen; und weil eine Menge Laster, welche in der letztern, unter gewissen Umständen, nicht gänzlich ausgerottet werden können, oder wohl gar geduldet werden müssen, in jener nicht einmahl moralisch möglich sind.

Im übrigen ist es sehr glücklich für die guten Foleys, daß sie ringsum von schwachen, trägen und wenig unternehmenden Völkern umgeben sind, die überdieß mehr dabey zu gewinnen haben, wenn sie ihnen eine Art von Freyheit lassen, als wenn sie versuchen wollten sie zu Sklaven zu machen. Sollte das letztere einmahl irgend einem Könige im Negerlande einfallen, so würde ein so kleines Volk unfehlbar entweder auf einmahl unterdrückt oder durch seinen Widerstand selbst nach und nach aufgerieben werden. Ihre Sicherheit ist also bloß zufällig; und was ist Glückseligkeit ohne Sicherheit? – In diesem Augenblicke vielleicht, da wir von ihnen reden, sind sie nicht mehr!

## 8.

Es war eine Zeit, da alle Völker des Erdbodens den Hauptzügen nach solche Foleys waren; da sie, in unzählbare kleine Horden abgesondert, von Jagd, Viehzucht, und einer Art von Feldbau lebten, der, nach Beschaffenheit des Landes, engere oder weitere Grenzen hatte.

Die Erfahrung hat bewiesen, daß sich das menschliche Geschlecht nicht lange in einem solchen Zustande befinden kann. Tausend unvermeidliche Zufälle machen diese kleinen Gesellschaften nach und nach in große zusammen fließen; Zufälle, welche zu tief in der Natur des Menschen und der Dinge die ihn umgeben gewurzelt sind, als daß man zweifeln dürfte, daß, wofern durch eine abermahlige allgemeine Zerstörung alle Erdebewohner bis auf eine einzige Familie zusammen schmelzen würden, die Nachkommenschaft dieser Stifter einer neuen Welt mit der Zeit nicht eben diese Zufälle erfahren, und daß diese Zufälle nicht eben solche Veränderungen veranlassen sollten, als diejenigen, die mit den Abkömmlingen Sems, Chams und Jafets vorgegangen sind.

Ein kleines Volk von so einfältiger Lebensart und von so unschuldigen Sitten als die Foleys sind, oder die Negern des Priesters Abulfauaris vor seiner Ankunft bey ihnen waren, ist unstreitig glücklich, und (wenn wir die Vortheile, die es nicht genießt, aber auch nicht vermißt, an der ungeheuern Summe der Übel, die es nicht leidet, die es nicht einmahl kennt, und also auch nicht fürchtet, abrechnen) glücklicher als irgend eine große Nation, in dem Stande worin sich die Sachen dermahlen noch befinden, es seyn kann.

„Das ganze menschliche Geschlecht würde also glücklicher seyn als es jetzt ist, wenn es in lauter solche kleine Völkerschaften abgesondert wäre.“ – Ja! aber diese allgemeine Glückseligkeit würde ein Augenblick seyn.

Immer mag sie also einer poetischen Fantasie Stoff zu reifenden Gemälden von einfältig schöner Natur und Arkadischen Sitten darbieten: der Punkt kann sie nicht seyn, bey welchem wir, nach den Absichten der Natur, stehen bleiben sollen.

Eine vollkommnere Art, von allgemeiner Glückseligkeit ist uns zugedacht. Noch sind zwar die Erdebewohner von diesem letzten Ziel ihrer Bestimmung hienieden nur allzu weit entfernt; aber alle Veränderungen, welche wir bisher durchlaufen haben, haben uns demselben näher gebracht; alle Triebkräfte der moralischen Welt arbeiten diesem großen Zweck entgegen; und so bewundernswürdig hat der Urheber der Natur sie zusammengestimmt, daß ihre anscheinenden

Abweichungen und Unordnungen selbst im Ganzen zu Beförderungsmitteln desselben werden müssen.

Äußerste Verfeinerung der schönen Künste, des Geschmacks und der Lebensart sind zugleich eine Folge und eine Ursache der äußersten Üppigkeit und Ausgelassenheit der Sitten. Diese untergraben einen Staat so lange bis er endlich zusammen stürzt. Aber wenn sich dieß in einem Theile des Erdbodens und in einem Zeitpunkt ereignet, wo zugleich der ganze Inbegriff der aufklärenden und nützlichen Wissenschaften und Künste mit nicht wenigem Eifer angebaut worden ist: so wird der eingesunkene Staat in kurzem neu belebt und in einer ungleich besseren Gestalt und Verfassung sich aus seinen Ruinen wieder emporheben, und, durch seine Erfahrung weise, die schwere Kunst geltend machen, die Privatglückseligkeit mit der öffentlichen dauerhaft zu vereinigen. Eine Erscheinung, von welcher, aller Wahrscheinlichkeit nach, manche die dieses lesen, noch Augenzeugen werden dürften! <sup>7)</sup>

## 9.

Der Stand der Wilden ist die wahre Jugend der Welt, sagt Rousseau, und alle weitere Progressen sind zwar, dem Anschein nach, eben so viele Schritte zur Vollkommenheit des einzelnen Menschen, in der That aber zur Abnahme, Verunstaltung und Ausmergelung der Gattung gewesen.

Gerade das Widerspiel, guter *Jean-Jacques!* Die Vereinigung der Menschen in große Gesellschaften ist in vielen Stücken dem einzelnen Menschen nachtheilig, befördert hingegen offenbar die Vollkommenheit der Gattung.

Der policierte Mensch ist nicht so stark, nicht so gesund, nicht so behende, nicht so herzhaft, nicht so frey, nicht so zufrieden mit seinem Zustande als der Wilde. – Dieß ist von dem größten Theile der einzelnen Personen in dem einen und in dem andern Stande wahr; Rousseau selbst hat es so gut bewiesen, als man es nur verlangen kann.

Aber der policierte Mensch weiß sich aller seiner Kräfte unendliche Mahl besser zu bedienen, ist unendliche Mahl geschickter seinen Wohlstand dauerhaft zu machen, weiß sich unendliche Mahl mehr Vergnügungen zu verschaffen, eröffnet sich tausend neue Quellen von Glückseligkeit die dem Wilden ganz unbekannt sind, ist unendliche Mahl mehr Herr über die Natur, u.s.w. – Alles dieß ist von den meisten Einzelnen mehr oder weniger falsch, und von der ganzen Gattung wahr.

Rousseau hat also eine unrichtige Bemerkung gemacht; und wenn etwas dabey zu verwundern ist, so ist es, wie er sie hinschreiben konnte, ohne zu merken, wie wenig sie die Probe hält.

Nimmermehr wird unter Wilden, oder unter irgend einem kleinen Volke, das dem ursprünglichen Stande noch nahe ist, eine Palladio, ein Rafael, ein Erasmus, ein Bacon, ein Galilei, ein Locke, ein Shaftesbury, ein Montesquieu, ein Newton, ein Leibnitz gebildet werden. – Und wer kann so unwissend, oder so unbillig seyn, die großen Vortheile zu mißkennen, welche sich nur allein von zehn solchen Männern unvermerkt über ganze Nationen ausbreiten, und mit der Zeit über die ganze Gegend ausbreiten werden?

Bedürfnisse und Talente vermehren und verfeinern sich in großen oder wenigstens emporstrebenden Gesellschaften, durch eine wechselseitige Wirkung in einander, ins unendliche. Die

---

<sup>7)</sup> Dieß wurde vor fünf und zwanzig Jahren geschrieben. Der Anfang zu Erfüllung dieser damahls als einer Art von Ahnung niedergeschriebenen Worte ist seit 1789 in Frankreich gemacht worden. Gebe der Himmel, daß wir auch das Ende derselben erleben!

Liebe zur Bequemlichkeit und zum Vergnügen, die Begierde sich in Achtung zu setzen und Einfluß zu haben, – Um der Vortheile zu genießen die damit verbunden sind – (denn welcher unter uns bekümmert sich um die Achtung der Japaner?) nöthigt Hunderttausende zu einer Anstrengung ihrer Kräfte, die dem Ganzen nützlich wird; und so wird durch den feinsten Mechanismus der Natur die Trägheit selbst, deren Gewicht den Wilden zu den Thieren herab zieht, in der bürgerlichen Gesellschaft zu einer Quelle wetteifernder Thätigkeit.

Ohne Vereinigung kleiner Gesellschaften in große, ohne Geselligkeit der Staaten und Nationen unter einander, ohne die unzähligen Kollisionen der mannigfaltigen Interessen, aller dieser größern und kleinern Systeme der Menschen, würden die edelsten Fähigkeiten unsrer Natur ewig im Keim eingewickelt schlummern.

Ohne sie würde die Vernunft des Menschen nie zur Reife gelangen, sein Geschmack immer roh, seine Empfindung immer thierisch bleiben. Mit gedankenlosen Augen würde er ewig den gestirnten Himmel anschauen, ohne sich träumen zu lassen, daß er fähig sey die Bewegungen dieses unermesslichen Uhrwerks zu berechnen. Seine Stimme würde niemahls ein Mittel geworden seyn, seinen geistigsten Gedanken einen Leib zu geben, und die leisesten Regungen seines Herzens andern verständlich zu machen. Tausend bewundernswürdige Künste würden, in seinem Gehirne begraben, von seinem plumpen Witz nicht entdeckt worden, und seiner ungeübten Hand unmöglich geblieben seyn. Die Musen würden seinen Geist nicht verändert, die Grazien seine Freuden nicht veredelt, die Wissenschaften ihn nicht auf den Weg geleitet haben, sich die ganze Natur zu unterwerfen. Welche Vortheile für die Gattung! Wie ist es möglich sie zu mißkennen?

Und wie wenig kommen dagegen die zu fälligen Übel, welche mit dem gesellschaftlichen Stande verbunden sind, in Betrachtung, wenn wir erwägen, daß eben in jenen wohlthätigen Ursachen auch die bewährtesten Mittel gegen diese liegen; daß, vermöge der Natur der Dinge, so wie jene steigen, diese abnehmen, und jeder Schritt, den wir zur Vervollkommnung der Gattung thun, eine Quell von fysischen oder sittlichen Übeln stopft, welche der allgemeinen Glückseligkeit hinderlich waren!

## 10.

Es ist wahr, alles, was, von dem Hermes der Ägypter an, durch die weisesten und wirksamsten Geister, durch die Heroen, durch die Gesetzgeber, durch die Erfinder, durch alle Arten von Genien, durch alle Arten von Triebfedern der moralischen Welt, zum allgemeinen Besten der Gattung bisher gewirkt worden ist, besteht nur in Bruchstücken, in Materialien, welche zum Theil noch roh, zum Theil mehr oder weniger bearbeitet da liegen.

Aber es ist eben so war, daß diese Materialien nur auf die Vereinigung günstiger Zufälle mit der zusammen gestimmten Thätigkeit großer Seelen warten, um zu dem einzigen Werke, was würdig ist jede fühlende und denkende Seele zu begeistern, zu einem allgemeinen Tempel der Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts aufgeführt zu werden.

Religion, Wissenschaften, und ihr, liebenswürdige Künste der Musen! – ihr habt in der Kindheit der Welt die rohen, verwilderten Menschen gezähmt, in Städte vereinigt, Gesetzen unterwürfig gemacht, und mit der edeln Liebe eines gemeinschaftlichen Vaterlandes beseelt! – Eurer freundschaftlich vereinigten Wirksamkeit ist es aufbehalten, das große Werk zur Vollendung zu bringen, und aus allen Völkern des Erdbodens, – dieses Sonnenstaubs in dem grenzenlosen All der Schöpfung – Ein Brüdergeschlecht von Menschen zu machen, welche durch keine Nahmen, keine Wortstreite, keine Hirngespinnste, kein kindisches Gebalge um einen Apfel, keine kleinfügige Absichten und verächtliche Privatleidenschaften, wider einander empört, – sondern von dem seligen Gefühl der Humanität durchwärmt, und von der

innigen Überzeugung, daß die Erde Raum genug hat alle ihre Kinder neben einander zu versorgen, durchdrungen, einander alles Gute willig mittheilen, was Natur und Kunst, Genie und Fleiß, Erfahrung und Vernunft, seit so vielen Jahrhunderten auf dem ganzen Erdboden, wie in ein allgemeines Magazin, aufgehäuft haben. Eurer freundschaftlich vereinigten Wirksamkeit ist es aufbehalten, dieses glorreiche Werk zu Stande zu bringen, sage ich. Denn, getheilt, oder durch unselige Vorurtheile entzweyt und mit euch selbst im Streite, werdet ihr nimmermehr, nimmermehr das wahre Ziel eurer Bestimmung erreichen! Getheilt werdet ihr ewig, wider eure Absicht, Böses stiften; vereinigt werdet ihr alle Menschen glücklich machen!

Schwärme ich? – Es sollte mir leid seyn, wenn mir Einer von denen, welche vorzüglich dazu berufen sind auf ein so edles Ziel zu arbeiten, denken könnte, daß der einzige allgemeine Endzweck der Natur, der sich denken läßt wenn überall ein Plan und eine Absicht in ihren Werken ist, eine Schimäre sey.

Ist es eine Schimäre – nun so wissen wir, was wir von dieser sublunarischn Welt zu denken haben.

So macht Alles zusammen genommen eine so schale, so burleske, so sinn- und zwecklose tragikomische Pastoral-Farce aus, daß man alle Harlekins, Mezzetins und Bernardons der Welt getrost aufbieten kann, eine schalere zu erfinden! So sind alle Narren weise Leute, und die Sokrates und Aristoteles, die Epaminondas und Timoleon, von jeher die einzigen Narren in der Welt gewesen! – –

Welches der Himmel verhüten wolle!



---

Erschienen in: C. M. Wielands *Sämmtliche Werke*. Vierzehnter Band. Beyträge zur geheimen Geschichte der Menschheit. Leipzig bey Georg Joachim Göschen. 1795. Seite 237 - 288.

---

copyright by

**Edition Re/Source**  
**Wolfratshausen**

zeit / kritik  
schrift / bild